

Melisa Erkurt (2020): Generation Haram. Warum Schule lernen muss, allen eine Stimme zu geben

Rezension von *Veronika Bernard*

Melisa Erkurts Buch „Generation Haram. Warum Schule lernen muss, allen eine Stimme zu geben“ analysiert auf rund 190 Seiten das österreichische Bildungswesen als Spiegel der österreichischen Gesellschaft. Die Autorin tut dies in erzählend-anekdotischer und zugleich diagnostischer Weise. Ihre Perspektive ist dabei die der (mehrfach) Betroffenen. In den 15 Kapiteln des Buches zeichnet sie ihren eigenen Weg durch das österreichische Bildungssystem nach, reflektiert ihren beruflichen Werdegang als Journalistin vor dem Hintergrund ihres Lehramtsstudiums für Deutsch (Germanistik) und ihres bosnischen Migrationshintergrundes, berichtet ihre Erfahrungen mit SchülerInnen und KollegInnen in der Arbeit als Lehrerin und Schulprojektleiterin an sogenannten „Brennpunktschulen“ in Wien und destilliert daraus abschließend zentrale Forderungen an ein visionäres Schul- und Gesellschaftssystem, das Chancengleichheit nicht nur behauptet sondern in Gesellschaft und Schule lebt.

In diesem Sinne präsentiert sich *Erkurts* Buch in seinem Ansatz vielschichtig und in den vermittelten Diagnosen komplex. Wird beispielsweise einerseits die Bedeutung von Sprache als Werkzeug der sozialen Teilhabe betont, so wird gleichzeitig auf die ernüchternde Relativität von Sprachbeherrschung und (Aus)-Bildung an der sozialen Teilhabe im Kontext von verfestigten sozialen Strukturen und Hierarchien verwiesen. Will man ein Generalthema benennen, so ist dies zweifelsfrei die Bewusstseinsbildung für die Existenz einer latenten sozio-ökonomischen Ungleichbehandlung als Merkmal der österreichischen Gesellschaft. Innerhalb des derart definierten kontextuellen Rahmens legt *Erkurt* den Finger auf zahlreiche Wunden des österreichischen Bildungssystems, die sie in einer zentralen Wunde der österreichischen Gesellschaft zusammenführt: Alltagsdiskriminierung und ihre gesellschaftlichen Folgen.

Primär abgehandelt am Thema Migration, zieht die Autorin dennoch diesen thematischen Kreis weiter und schließt alle sozio-ökonomisch Dis-Privilegierten in ihre Überlegungen und Ausführungen ein, jedoch nicht ohne auf die signifikante Überschneidung hinzuweisen: Migranten weisen in Österreich den größten Anteil an sozio-ökonomisch

Melisa Erkurt (2020): Generation Haram. Warum Schule lernen muss, allen eine Stimme zu geben. – Wien: Paul Szolnay. 192 S., ISBN 978-3-50520-7210-7

Dis-Privilegierten auf. Das österreichische Bildungssystem trägt aus *Erkurts* Sicht in seiner strukturellen Spiegelung der Gesellschaft maßgeblich zur Verfestigung dieser Situation bei:

- durch seine mehrfache Abgehobenheit (u.a. in Hinblick auf die Einschätzung der materiellen und infrastrukturellen Ausstattung der Elternhäuser),
- durch seine Zuschreibungen,
- durch seine einseitig-autochthon ausgerichteten Lehrpläne,
- durch seine (insbesondere im urbanen Raum) zunehmend sozio-ökonomisch unausgewogenen Lernengruppen
- sowie durch seine wenig diversen Personalressourcen.

Es sind maßgeblich diese fünf Faktoren, die von der Autorin ins Treffen geführt werden, um zu veranschaulichen, dass für Lernengruppen mit nicht-autochthonen Biografien im österreichischen Bildungssystem kein genuin natürlicher Platz vorgesehen ist.

Die Beispiele, anhand derer *Erkurt* diese Diagnose illustriert, stammen aus ihrer Schulerfahrung als Unterrichtende und als Lernende: der ignorante bzw. assimilierende Umgang mit nicht-autochthonen Namen, die Symboldiskussion rund um das muslimische Kopftuch (bei Schülerinnen und Lehrerinnen), kulturelle Missverständnisse, die Abhängigkeit der individuellen Bildungschancen vom Zufall der LehrerInnenzuteilung, das Misstrauen gegenüber von Nicht-Autochthonen erbrachten Leistungen und/oder deren Relativierung, der mangelnde Einblick in die teilweise prekären häuslichen Lebens- und Lernumstände der Lernenden.

Es ist die Rolle der Emotion, auf die die Autorin in diesem Zusammenhang den Blick lenkt, in ihrer bestimmenden Rolle für die Definition jener individuellen Befindlichkeit, die Menschen dazu bringt, sich zu öffnen oder sich zu verschließen, Vertrauen zuzulassen oder Misstrauen und Vorsicht walten zu lassen, und die so in ihren Auswirkungen über Bildungserfolg oder Bildungsversagen entscheidet: Was durch unangenehme Erfahrungen und/oder Erlebnisse negativ besetzt ist, von dem hält man sich fern. Dies schließt Orte mit ein ebenso wie Menschen und Sprachen. Wer sich z.B. in der Schule nicht wohl fühlt, weil er von MitschülerInnen schikaniert wird, wird die Schule vermeiden. Das Gleiche gilt für das Erlernen von Sprachen, in denen einem all dies von anderen widerfährt.

Dies auszusprechen, zu veranschaulichen und zur Grundlage von Forderungen für einen grundlegenden Wandel im österreichischen Schulsystem zu machen, kann als das Alleinstellungsmerkmal des Buches gewertet werden. Dass *Erkurt* dafür plädiert, (mehr) MigrantInnen für den Lehrberuf anzuwerben, Fachteams aus SozialarbeiterInnen und PsychologInnen zur Entlastung der Lehrkräfte an Schulen einzusetzen, die Ganztagschule verpflichtend zu machen, Lernengruppen sozio-ökonomisch ausgewogen zu gestalten, den Deutschunterricht zielgruppengerechter zu konzipieren, Lesen und Literatur als separates Fach zu unterrichten und darin Migrationsliteratur essentiell zu berücksichtigen, eine MigrantInnenquote im professionellen Bereich einzuführen, um Vorbilder und Motivation für die SchülerInnen zu schaffen, ist vor diesem Hintergrund schlüssig.

Versucht man angesichts dessen eine Antwort auf die im Untertitel verklausuliert gestellte Frage „Warum Schule lernen muss, allen eine Stimme zu geben“, so müsste diese lauten: Weil man sonst rund die Hälfte der in Österreich lebenden Menschen mittel- und langfristig zurücklässt. Dass diese in *Erkurts* Buch den LeserInnen vermittelte Erkenntnis, wenn auch untermauert durch die Einbindung von Stimmen der Wissenschaft, nicht als

Ergebnis wissenschaftlicher Studien auftritt, sondern als das Ergebnis der Alltagserfahrung einer Betroffenen, unterstreicht ihre Relevanz für den Fachbereich, Diese Relevanz liegt insbesondere darin, aus einer erfahrungsbasierten Perspektive die Diskussion der formulierten Forderungen für eine Neukonzeption des Unterrichts einzuleiten.

Angesichts der Absolutheit, mit der *Erkurt* ihre Forderungen vorbringt, möchte man allerdings bei zweien davon auf eine abseits von Ideologien geführte, auf ergebnisorientierte Treffsicherheit und Diversifizierung hin gerichtete Bewertung drängen, nicht zuletzt vor dem Hintergrund von *Erkurts* eigenen Ausführungen zu ihren Erfahrungen als Lehrende: bei der Forderung nach sozio-ökonomisch ausgewogenen Lernendengruppen und bei einer verpflichtenden Ganztagschule. Zu bedenken möchte man hier geben, dass – leider – nicht für alle Schule ein sicherer Ort ist (Stichwort: sozio-ökonomisch basiertes Alltags-Mobbing, das *Erkurt* selber schildert) und dass unsere Gesellschaft zu divers ist, als dass man hier mit „Verpflichtungen“ arbeiten könnte: So sehr ein verpflichtender ganztägiger Schulbesuch Lernende aus prekären Lebensverhältnissen entlasten (und fördern) mag, so sehr kann er andere belasten. Anzudenken wäre da z.B. eher eine jahrgangsgekoppelte Wahlmöglichkeit für Lernende, die darin bestünde, sich an einer Schule in jeweils parallel geführte ganztägige oder traditionell geführte Klassen einzuschreiben.

In jedem Fall aber ist im Interesse von *Erkurts* zutiefst ernsthaftem, zukunftsorientiertem Anliegen und des dahinter stehenden, auf das Wohl der Gesellschaft gerichteten Engagements die über die genuin Betroffenen hinausreichende Motivation der Gesellschaft essentiell – also genau das, was die Autorin im Untertitel ihres Buches sagt: ALLEN eine Stimme zu geben, niemanden auszuschließen, niemanden zu diskriminieren, niemanden aufgrund unterschiedlicher sozio-ökonomischer Zugehörigkeiten zu bewerten. Ob allerdings hier die Bezeichnung sozial Privilegierter mit dem aus dem journalistischen Lifestyle-Jargon stammenden implizit abwertenden Begriff „Bobo-Eltern“ hilfreich ist, mag man anzweifeln, und man möchte der Autorin zu einer wertfreieren Sprache in der Vermittlung ihres Anliegens raten – und dies aus dem Blickwinkel einer selbst dem weiteren Bereich der MigrantInnen Zuzurechnenden, die das Anliegen der Autorin teilt.